

Spanien ein geistiger Wert

Autor(en): **Cassou, Jean**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **27 (1925)**

Heft 14

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748703>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SPANIEN EIN GEISTIGER WERT

Spanien ist eine Geheimlehre, ein in sich geschlossenes, unlösbares System, dem unsere Scheindeutungen in so vielen Jahrhunderten nichts abzugewinnen vermochten als Regeln ritterlicher Sitte, Reiseführer für Touristen und die Kunst des Gitarrespiels. Indessen haben neuere Ereignisse und eine geistige Erschütterung, die von der Katastrophe von 1898 ausging und die wir nicht übersehen dürfen, unsere Aufmerksamkeit auf die Selbstbekundung Spaniens gelenkt, auf seine Existenz, auf die Deutung der Welt, die es zu bringen scheint, auf die Notwendigkeit, die es für die Welt darstellt.

Spanien durch das Medium der romantischen Reisenden, durch Gautier und Borrow gesehen, mag für uns ein weiträumiges Atelier bleiben, ein Laden voll Kleinkram, die Erinnerung an eine Rüstkammer, darin leicht zufriedene Köpfe unermüdlich Farben, Motive, Intrigen, kurz all das holen konnten, dessen sich heute nicht mehr zu bedienen unser Geschmack stolz ist. Barrès als Erster entdeckte, gewissen Spaniern der Generation von 1898 folgend, den Sinn Kastiliens und die Ergriffenheit, die aus einer weiten, öden Landschaft unmittelbar quellen kann. Zu den malerischen Themen Andalusiens kam ein ganzes geistiges Programm hinzu oder trat in Gegensatz zu ihnen. In Wirklichkeit handelte es sich um eine wiedergefundene, bereicherte, fortgesetzte Überlieferung, die sich gegenwärtig in jener Lehre entfaltet, deren Schlüssel uns geboten wird.

Ein junger Schriftsteller, Jorge Guillén, hat einmal von «diesem Schicksal, Spanier zu sein», gesprochen. Und wirklich: Spanier sein (genau so wie Jude oder Russe sein) bindet den, der es ist, an eine ferne, unentrinnbare Vergangenheit, gibt ihm eine so besondere Prägung, dass sie jene allgemein menschlichen Züge verwischt, kraft deren er in gewissen Zeiten seines Lebens oder gewissen Augenblicken seiner Geschichte mit dem Leben anderer Völker eins werden könnte. Die spanischen Schriftsteller, auch wenn sie, wie die unseren, sich der reinen Kunst oder der freisten Laune ihres Dämons hingeben, scheinen doch immer einer unausgesprochenen Befangenheit unterworfen, die ihnen gemeinsam ist, oder sie können es sich nicht versagen, mit mehr

oder weniger versteckten Anspielungen darauf hinzudeuten. Gleichermassen begegnen die Spanienforscher und alle, die Spanien kennen, d.h. seine Bezauberung erfahren haben, einander auf einem gleichen Gebiet und fühlen sich bewogen, mit Zitaten aus Unamuno, Ganivet oder Ortega ein Etwas wiederaufzubauen, von dem die Laien (meinen sie) sich nicht den geringsten Begriff machen können; selbst irgendein alter Text, die Strophen des Jorge Manrique, ein Abschnitt aus der *Celestina*, die Epistel des Sevillanischen Anonymus, in denen mancher die Umschreibung eines moralischen Themas aus dem Altertum fände: sie hören darin einen besonderen Ton.

Dass der Spanier, wie der Jude und der Russe, der Träger einer Mission ist, das ist nicht zu bezweifeln. Er ist auserwählt; er entspricht einem unbestreitbar bedeutungsreichen Boden und Erinnerungen, deren Bürde nur er ertragen, deren Weisungen nur er verstehen kann. Daher dieser Widerspruch, dieser Missklang zwischen unseren Schlagwörtern für ein Volk, das wir durch und durch zu kennen behaupten, und dem Erstaunen oder der Enttäuschung, in die jedes nähere Zusehen, jede genauere Kenntnis uns versetzen. Die Idee Spanien ist dicht wie die dichtesten Metalle, fest gefügt, schwer durchdringlich und tief.

Die Renaissance von 1898 war eine Selbsteinkehr, ein Wiederentdecken dieser bestimmten und besonderen spanischen Wesensart. Miguel de Unamuno mit seinem *En torno al casticismo*¹⁾, Angel Ganivet mit seinem *Idearium Español* können als Verkünder dieses Erwachens gelten. Und rings um sie erneuern Ramiro de Maeztu, der Dichter Antonio Machado in seinen tiefen Gesängen, Azorin, Volksgeist und -landschaft befragend, Pio Baroja in seinen Romanen vom Abenteuererleben das echte Gesicht Spaniens. Ihnen folgend, haben Ortega y Gasset, Ramón Pérez de Ayala, jünger als sie, doch ebenso leidenschaftlich, ebenso forschend, Eugenio d'Ors mit seiner Betonung jener mittelländischen Spielart des spanischen Problems, welche die katalanische Kultur darstellt, Ramón Gomez de la Serna mit seinem mutigen und frohen Versuch, physisch und moralisch die Summe seiner Zeit zu ziehen — sie und noch andere haben den Faden

¹⁾ Französisch von Marcel Bataillon, *L'Essence de L'Espagne*, Paris, Plon.

wiedergefunden, der durch ihr eigenes Labyrinth hindurch sie an eine unabweisbare Überlieferung band, und haben an dem süßen Schmerz gelitten, der sie so einsam machte.

Denn ebenso wie ihre Abhängigkeit von einer völlig eigentümlichen Vergangenheit vermochte, sie Europa zu entfremden, trennt die Lage, in der Spanien sich im jetzigen Zeitpunkt befindet, sie von ihrem eigenen spanischen Publikum. Seit den Zeiten, da der Romantiker Larra verzweifelt rief: « In Madrid schreiben, heißt klagen! », hat es in der Entwicklung der Nation nicht die geringste stetige und fortschreitende Kultur gegeben. Die Unwissenheit des Mittelstandes, das Nichtvorhandensein gesellschaftlichen Lebens, eine seltsame allgemeine Schläffheit, völlige Gleichgültigkeit gegen jedes geistige und bürgerliche Streben, manche sozialen Bedingungen, welche zu erörtern hier nicht der Ort ist — all dies hat zur Folge, dass der Schriftsteller weiter außerhalb seines Volkes lebt, das er doch so wohl zu deuten versteht, dass er sich nur mit den Toten in Einklang fühlen kann und mit jener unfassbaren Wesenheit, die Volksseele heißt.

Man hat oft vom spanischen Individualismus gesprochen. Man hat im Unvermögen dieses Volkes, gemeinsam zu wirken, die Ursache seiner politischen Wirren, seiner wirtschaftlichen und militärischen Unzulänglichkeit gefunden; so wurde auch sein geistiges Schaffen, dessen Zusammenhang und Zweck man nicht erfasste, dem von Nationen zweiten Ranges gleichgestellt. Dieser Individualismus würde auch erklären, wieso der spanische Intellektuelle sich inmitten solcher Einsamkeit und so allgemeiner Achtlosigkeit abmüht. Aber man muss diesen Begriff des spanischen Individualismus ergänzen durch den einer Erscheinung, die man den spanischen *Adamismus* genannt hat, d.h. jeder spanische Schaffende befindet sich in der Lage Adams, des ersten Menschen. Er hat keine praktische Lehre übernommen, keine Schule, keine Erfahrung stützt ihn. Unerwartet, unabhängig taucht er auf und soll, ein Einzelner, alles neu beginnen, neuerfinden. Goya erscheint mitten in einem völlig leeren Jahrhundert und lässt nichts zurück als sein Werk. Es geht bis auf unsere Tage, dass die spanische Malerei neu ersteht. Ein Band aber verbindet die großen Persönlichkeiten, die unter

diesen völlig ungünstigen Umständen erstehen: das ihnen inwohnende Gefühl von ihrem Volk und seinem eigensten Wollen.

Aber nichts bietet ihnen Genüge, nichts erwidert ihren Ruf. Von allen Ländern ist Spanien dasjenige, welches am ehesten eigenartige, machtvoll-freie Persönlichkeiten hervorbringen kann, bereit, sich bis zu ihren äußersten Möglichkeiten zu entwickeln; aber es überlässt sie alsbald wieder ihrer Einsamkeit. Bedürfen die Schaffenden Menschen als Stoff, sich auszuwirken, sie werden ihn nicht finden. «Du fragst, lieber Freund,» schreibt Miguel de Unamuno im Vorwort zu seinem *Leben Don Quixotes und Sanchos*, «ob ich das Mittel weiß, irgendeine Verzückung, einen Taumel, einen Wahn zu entfesseln in den armen, geordnet-stillen Massen, die geboren werden, essen, schlafen, sich fortpflanzen und sterben...» So lastet eine Art von Beklemmung über der geistigen Erregung der Wenigen. Darf man annehmen, dass jenseits des sie umgebenden leeren Raumes, in dem sie sich bewegen, ein Ziel besteht, dem ihre Äußerungen bestimmt sind, dass, wenn die spanische Nation ihn nicht mehr hört, Europa den Ruf des spanischen Denkens und die künstlerischen und sittlichen Grundsätze, die dieses beseelen, vernehmen wird?

Derzeit lebt in Madrid einer der persönlichsten und lebensvollsten Denker, die es gibt: José Ortega y Gasset. Er hat zahlreiche Essays über das nationale Problem geschrieben. Er gründete und leitet eine der wichtigsten großen Zeitschriften Europas, die *Revista de Occidente*, wo nichts, was heute zum deutschen, englischen, italienischen, französischen Denken gehört, ununtersucht bleibt. Aber dieser Geist, durch die Gleichgültigkeit, die ihn unmittelbar umgibt, ständig entmutigt, muss sich notwendig trösten mit der Vorstellung von «erlesenen Minderheiten», gebildet aus einigen großen Europäern und infolge ihrer Beschaffenheit unvermögend, auf die Verwirrung in Kultur und Gesellschaft ihrer Zeit einzuwirken. Wir befinden uns nicht mehr in einem Jahrhundert wie dem neunzehnten, welches von Politik und Technik beherrscht wurde, d.h. von der Anwendung von Minderheiten erfundener Prinzipien, und da ein deutlicher Zusammenhang zwischen ihnen und der Masse bestand. Heutigentags muss der Denker den Wert der Demut wiedererkennen: «Der Hochmut, das war jener alte Anspruch, die Massen zu

lenken und die Menschheit glücklich zu machen. »¹⁾ Der Denker vermag nicht mehr innerhalb jenes geistigen Kosmopolitismus zu handeln, der hoffentlich fruchtbarer ist als der politische Internationalismus und die Versuche des Völkerbunds; er fühle « seine Würde und sein Elend, seine Kraft und seine Grenzen.»

Man begreift, dass, eher als ein Intellektueller irgendeines anderen Landes, gerade ein Spanier so spricht.

Dieses Schweigen des spanischen Publikums um die Werke seiner größten Vertreter, soll man es dem Partikularismus der Rasse zuschreiben oder sozialen Ursachen oder dem, was man, verglichen mit dem scheinbaren Fortschritt der Nachbarvölker, Rückständigkeit nennen könnte? Aber läuft die Nation, wenn sie ganz einheitlich wird, nicht Gefahr, einige ihrer wertvollsten Eigenschaften einzubüßen? Miguel de Unamuno hat die Frage aufgeworfen, ob man Spanien europäisch oder afrikanisch machen soll. Und er selbst hat mit einem stolz-paradoxen Wort, welches ganz in seiner Art ist, geantwortet: Man muss Spanien weder europäisch noch afrikanisch, – man muss Europa spanisch machen.

Nun wohl! Europa, das oft willig französisches oder englisches Gepräge trug, dürfte die Unamunosche Lösung nicht ablehnen. Träumt es doch jetzt davon, orientalisch zu werden. Aber erst an dem Tag, da die verschiedenen Elemente, aus denen es sich zusammensetzt, ihre vollste Intensität und Fruchtbarkeit erreicht haben werden, an dem Tag, da es zugleich wahrhaft französisch und wahrhaft englisch, wahrhaft lateinisch und wahrhaft germanisch und – wahrhaft spanisch sein wird: erst dann wird Europa sich selbst wiedergewonnen haben.

Wir wohnen einer mächtigen Bewegung in unserer Nähe bei: sehr eigentümliche Individualitäten, heldenhafte Anstrengungen vereinigen sich um eine Sache, die unserer Bemühungen spottet, und streben, ein quälendes gemeinsames Geheimnis auszusprechen. Die Rasse, deren tragische Prägung diese Maler, Musiker, Schriftsteller, Denker tragen, wir müssen ihr Geständnis hören und ihr Kräfte entlocken, die uns als Vorbild dienen könnten. Auf dem Markt der europäischen Werte gibt es einen, der Geltung beansprucht und von dem wir bisher nur eine wirre

¹⁾ S. *Revista de Occidente*, Dez. 1924.

Vorstellung hatten: der Wert Spanien. Wenn diese Männer, ringend mit der Wirrnis ihres Innern und mit den Wirren ihrer Politik, nur mühsam an uns gelangen, weil wir uns nicht mit ihnen über die Grundfragen verständigt haben, so müssen wir zu ihnen gehen und uns die Grundsätze, von denen sie ausgehen, klar machen: sind diese doch mit ihnen so eng verknüpft, dass wir ihre Absichten erst dann begreifen werden, wenn wir Klima, Überlieferung, Religion, jene ganze *philosophia hispanica*, die ihnen immer im Blut liegt, in moralischer und physischer Hinsicht untersucht haben.

Es wäre befremdend, von dem Volk, welches die größten Maler der Geschichte hervorgebracht hat, zu sagen, es sei ein Volk, für das die Außenwelt nicht existiert. Aber man dürfte es wagen, wäre es nicht wahrer, zu behaupten, dass für dieses Volk nichts existiert. Nichts, *Nada*, das spanischste Wort der spanischen Sprache.

Der Spanier, in der Einsamkeit aufgewachsen, von keinem Vorurteil und keiner Versuchung belehrt, der, wenn es ihn verlangt, sich auszusprechen, das ohne Regel, ohne Führung, ohne Ordnung tun wird, ist das freiste und unbedingteste Wesen. Keine Disziplin bindet ihn, kein Wunsch, kein Streben, das stärker wäre als das seine. Ein innerlich zehrender Drang scheint der erste Wesenszug dieser Rasse, vielleicht herrührend von der Verachtung, die sie hegen konnte für den allzu armen, allzu bitteren Boden, der ihr Teil ist. Immer bereit, auf jedes Ding zu verzichten, glaubt sie, jedes Ding könne gewagt, aufs Spiel gesetzt, herausgefordert werden. Der Spanier setzt das Gold seiner neuen Welt ein und sein ewiges Seelenheil. Die Welt menschlichen Wollens scheint Iñigo de Loyola ein Gegenstand, der Eroberung ebenso wert wie eine schöne Frau oder eine Festung. Die Geistlichen haben tausend Arten von Lehrbüchern und Rezepten gefunden, das Paradies zu gewinnen, und die Dramendichter haben Spiele ersonnen, in denen es mit wundervoller Unbekümmertheit erworben und verloren wird. Don Juan betört alle Jungfrauen der Erde, um nach gewonnenem Spiel ihrer überdrüssig zu sein — bis zu dem einem Schatten angetanen Schimpf und zur letzten Vermessenheit jener einer Marmorhand gereichten Hand. Sigismund bei Calderon nimmt es schließlich

mit demselben heiteren Gleichmut hin, einen Traum zu leben oder sein Leben zu träumen. Gongora und Gracian verdunkeln das Spiel mit den Worten, denen sie ihren Alltagswert genommen haben, bis zu völliger Undurchsichtigkeit, entsprechend jenen mit Erfindungen, Widersprüchen und Absonderlichkeiten überladenen Altäre von barocker Architektur. Und man errät, welche weitere Entwicklung die allzu naheliegenden Beispiele der heiligen Therese und des Don Quixote bieten würden, sie, denen eine Idee allein wert schien, gelebt zu werden. Dabei glaubte Don Quixote gar nicht an sie, und man müsste sich erst darüber klar werden, was die heilige Therese wohl unter religiösem Glauben verstanden haben mag.

Diese Loslösung von der Außenwelt würde selbst bei den großen Realisten erscheinen. Die pikaresken Erzähler malen die Wirklichkeit nur, indem sie sie zu brutalen und hochmütigen Karikaturen entstellen: sie erzählen einen Lebenslauf, der nichts erweist und zu nichts führt, im Gegensatz zu der Weisheit und Erfahrung, die wir den Komödien Molières, den Fabeln La Fontaines, den Romanen Le Sages entnehmen können. Die Maler, welche auf den ersten Blick eine Theorie von den Spaniern als einem realistischen Volk zu stützen schienen, lieben es oft (so Greco im *Begräbnis des Orgaz*), ihre Vision des Erlebens durch die Gegenüberstellung der Glorie und der oberen Sphären zu ergänzen und zu rechtfertigen. Andere wieder beschwören den Tod. Bei Murillo entführen uns Wolken der Derbheit des heimischen Bodens. Die Überschriften Goyas bezeichnen eine unergründliche Leere und die Verachtung des Nichts als solchen: *Öffne die Augen nicht — Betrübe dich nicht — Nichts*. Geht man bis zu dem unbedingtesten Nachahmer der Wirklichkeit, Diego de Velazquez, so muss man erkennen, dass bei ihm nicht wie bei den Venezianern oder Flamen irgendeine Wollust zu leben, irgendein Glanz des Göttlichen, irgendein Schwung des Gefühls die Wiedergabe der Dinge erhöhen. Und ich stelle mir gern vor, dass dieser Mann (der tiefsten Koketterie seiner Nation gemäß) nur darum mit so überlegener Hand Zeit und Raum, die Prinzessinnen, die Betrunkenen, die Könige mit ihren Hunden und die Narren mit ihren Schatten gemalt hat, um uns zu sagen: « Weiter nichts als das? »

Man hat vom slawischen Nihilismus gesprochen; der spanische geht noch weiter. Jener hält inne vor dem Schopenhauerschen Gefühl des Mitleids. Hier aber sind wir zu einer Feststellung genötigt, die vielleicht gegen manche gebräuchlichen Annahmen verstoßen wird: die Spanier kennen keinen Glauben.

Gewiss haben ihre Verachtung der Wirklichkeit, ihr Spiel- und Abenteuertrieb sie zu einem Wagnis geführt, dem der Maler, Erzähler und Dramendichter zugleich entgegengesetzt und ähnlich, zu dem der großen Mystiker, die uns die Grenze dessen erkennen lehrt, was der Geist gegenüber dem Stoff vermag: beseelend hauchen und vorüberwehen. Diese seltsamen Dichter haben das kaum noch Begreifbare auszudrücken gewagt, an der letzten Mark des Endlichen, an der Grenze von Verfall und Vernichtung. Ein schließliches Verbrennen löst die Sinne auf, reißt sie los von der trüb-vertrauten Welt, ein Taumel hebt die Seele hoch, eine reine Nichts-als-Musik verückt sie, wie der Rhythmus des *Feuertanzes* von Manuel de Falla. Diese ganze Askese, in der das Trennende unserer lebendigen Erfahrung, unserer Sprache, unserer Erdenmenschlichkeit schwindet, ist eine schnellere und sicherere Art dem Tod näher zu sein, dem höchsten Gegenstand der spanischen Anbetung. Und der Glaube?

Unser Glaube, wie weit ihn auch die wunderbare Gunst der Gnade tragen mag, stützt sich auf Grundsätze und Dogmen. Wir bedürfen einer allgemeingültigen Wahrheit, die allen genug tut, wie wir sie übrigens, als unsere Vernunft sie in den Lehren der römischen Kirche nicht mehr erkennen konnte, in den revolutionären Abstraktionen gesucht haben. Aber wenn ein Miguel de Unamuno seinen Hass gegen die Herrschaft der Ideen verkündigt, so spricht er ein sehr spanisches Gefühl aus. Den Spaniern geht es nicht um Ideen. Sie haben der Kultur keinen Traktat, keine Summa, keinen Code gegeben, weder einen *Discours de la méthode* noch eine *Kritik der reinen Vernunft*, weder ein *Fondement de la Morale* noch einen *Discours sur l'Esprit positif*, ja sogar keine *Apologie de la Religion chrétienne*. Sie haben in ihren Kathedralen zuviel glänzend-reiche Idole aufgehäuft, als dass man ihre religiösen Äußerungen mit den unseren verwechseln könnte. Und ihre Religiosität wird, um neu aufzuleben,

kein achtzehntes Jahrhundert, keine Wirkungen kritischen Geistes auszugleichen haben. Denn in ihr ist nichts, was einer Kritik untersteht. Sie ist nichts als eine Gesamtheit von sprechenden Bildern, die mit irgendwelchem Zustimmen des Geistes nichts zu tun haben. Ein Ganzes, ein plastischer Aufbau, eine Ästhetik. Dieses Volk hat sich, angewidert von dem Anblick der äußeren Wirklichkeit, mit adlergleicher Kraft bis zu den oberen Grenzen der Verzückung erhoben — doch jene seelische Bewegung, jener wundersame Aufruhr des Gefühls, den es liebt, vermögen nicht, es festzuhalten. Gott, Tod, Liebe und alles andere Erleben können ihm nicht in Gestalt zu lösender Probleme erscheinen. Aber es fühlt den Drang, sie auszudrücken in Gebärden, in jenen sternförmigen Linien, jenen Garben von Gesängen und Volkstänzen, jenem bezeichnenden Gemenge von Blumen, Blut und Farben, wie sie dem spanischen Fest einen so tief unwiderstehlichen Ton geben.

Das Wunderbare ist, dass dieses Gefühl des Todes sich in einer so heftigen, so prunkenden Form ausdrückt. Hier erscheint einer der Widersprüche des spanischen Charakters. Diesen gewahren wir als ungläubig, nihilistisch, als Verächter der Wirklichkeit, der Arbeit, der Grundsätze, welche jedes Wirken ermöglichen und stützen. Die spanische Ironie ist von schwer vorstellbarer Wildheit und Tiefe. Mit welcher Freude genießt sie es, wenn ihr mitten durch die perspektivischen Entstellungen und Zerrbilder, in denen sie ihr Spiel treibt, die Welt entwischt! Ein Freund erzählte mir, er habe in der Eisenbahn einen andalusischen Bauer, der in den gleichen Wagen stieg wie er, sich auf die Bank ausstreckend seufzen gehört: «*Qué lejo, étà to'o!*» «Wie fern das alles ist!» In diesem mit der ganzen Lässigkeit des andalusischen Tonfalls ausgesprochenen Wort liegt eine Müdigkeit, aus Humor und Verzweiflung gemischt, jenseits deren das Denken innehalten muss.

Und doch gibt es einen Punkt, an dem dieser Nihilismus und diese Ironie zusammenstimmen mit Leidenschaft, Kunst, Freude, mit jenem unbezwinglichen Hang zu Gefahr und Abenteuer, von dem ich gesprochen habe, kurz mit der Liebe zum Leben. Wenn diese so tatenlosen Menschen sich auswirken wollen, so tun sie es mit einer ungeheuerlichen Fruchtbarkeit, einem

unzählbaren Bedürfnis, sich zu vergeuden. Man kennt die Riesenmasse von Lopes, von Calderons und, in unseren Tagen, von Gómez de la Sernas Lebenswerk. Man darf nicht meinen, das Werk Gongoras, das in so vieler Hinsicht dem Mallarmés gleicht, sei wie dieses langsam, geduldig entworfen und ausgeführt worden, mit angespannter Mühe, mit Pausen von ebensolcher Fülle wie die Stunden des Schaffens: es ist ein reiches, umfangreiches Werk, in dem man bei gewissen Wendungen einen lebhaften, kraftvollen, bösen Menschen auftauchen sieht. Wie viel Leidenschaft bedingen das bewegte Leben, das begeisterte Schaffen eines großen Zeitgenossen wie Blasco Ibañez! Das Wort dieses Mannes, seine Gegenwart, seine Unternehmungen bilden ein ständig bewegtes Kraftzentrum. Es liegt in der innersten Natur dieses Schriftstellers, dessen Romane sich so bequem in alle Sprachen übersetzen lassen, viel mehr an spanischer Art als man darin zu sehen glaubt. Übrigens ist Spanien eine unerschöpfliche Quelle von Originalen. Und die Lebensläufe berühmter Spanier böten tausend weitere erstaunliche Beispiele von Unabhängigkeit und persönlicher Mächtigkeit. Die Existenz eines Quevedo ist die edelste, die ungestümste, die ungeknechtetste. Freie Laune, Empörung, Heftigkeit, Stolz bezeichnen diese Männer, ein Bedürfnis, unverzüglich eine Opposition zu betätigen, einen Widerspruch, eine Ablehnung in sich darzustellen. «J a mi qué?» ist das Wort, welches die Spanier am häufigsten gebrauchen, d. h. «Und mir, was meint ihr, liegt mir daran? Man mache mir keine Geschichten vor! Ich verachte sie, sie rühren und verpflichten mich nicht. Mich berührt nichts. Ich stehe über allem.» Die Vorstellung irgendwelcher Abhängigkeit ist für einen Spanier unerträglich. Er ist stolz auf die Unabhängigkeit seines Temperaments und vermeint, *er* sei es, der die Dinge erschafft und nach Gutdünken mit ihnen schaltet. Das sich ständig — und mit welcher inneren Ruhe! — wandelnde Schaffen des Pablo Picasso aus Malaga kann als ein Beispiel für diese unbeugsame Phantasie dienen.

Niemand ist freier von Aberglauben als der Spanier. Überallhin trägt er seine Freiheit mit. Nichts verwirrt, nichts erstaunt ihn; vielmehr, dieses Losgelöstsein erlaubt ihm, jedes Schauspiel zu genießen, jeden Wechsel, jede Entdeckung, die er unter Menschen und Dingen macht. Hier nun ist es das Werk Ramón

Gómez de la Sernas, das wir als Beweis für diese Anlage nehmen. Es gibt etwas, das die Spanier uns lehren können: frei zu atmen.

Wie aber den Punkt bezeichnen, an dem der Spanier seinen Überreichtum mit der Geringschätzung aller Dinge und dem Gedanken des Todes aussöhnt? Diese Versöhnung von Skeptizismus und Leidenschaft scheint ein befremdendes Geheimnis, ein unlösbares Problem. Um es zu verstehen, muss man es vielleicht weiter fassen und bedenken, dass die geistige Mächtigkeit des Menschengeschlechtes solcher Art ist, dass sogar der Gedanke des Nichts Kraft birgt, und dass wir nie so sehr danach begehren, zu leben und uns zu äußern, als wenn wir einmal an der Grenze der Verzweiflung und der Selbstaufgabe standen.

Sichtlich müssen wir daraus schließen, dass gemäß dieser äussersten Lage die spanische Energie sich nur in einer völlig zweckfreien Tätigkeit ausgeben kann und nur angesichts eines fast unvorhersehbaren Ziels. Die große Schöpfung des Spaniers ist das Absurde. Für das Absurde ist er geboren, im Absurden lebt er. Ungeeignet zum Krieg, unfähig des Überlegens und der Logik, ist der Spanier nicht mutig, aber er kann ein Held sein: so erklären sich so viele militärische Niederlagen und unsinnige Unternehmungen; so auch erklärt es sich, dass wir manchmal im Verlauf des Cervantesschen Buchs *Don Quixote* zittern sehen. Aber es ist auch dieser Hang zum Absurden, der die spanische Seele abhält, in Schlummer zu versinken.

Das spanische Phänomen führt uns dazu, das Nichts, aus dem wir bestehen, in seiner vollen Unermesslichkeit zu ermessen; doch am Abgrund dieser bestürzenden Erwägung ergreift uns wieder ein plötzlicher Trieb, der stärkste, den es gibt, und schleudert uns mitten in ein Auflodern freien, abenteuerlichen Lebens. Eine ganze Überlieferung lebendiger Kräfte erscheint vor uns: dass sie sich in Widersprüchen, Verneinung, unzusammenhängenden Versuchen, Leere und Abgründen zeigt, kann uns den Zugang zu ihr schwer, wenn nicht unwegsam machen. Aber fügen wir uns gewissen Bedingungen – und der Zauber des spanischen Landes ist so stark, dass, wer ihm einmal unterliegt, jede weitere Zurückhaltung vergisst; er hat auf drei berühmte Ausländer gewirkt: auf Christoph Columbus, Greco, Philipp II.

Sie haben, jeder von ihnen, ein Spanien geträumt, das über sich selbst hinauswuchs und sich steigerte bis zu einem Zustand, so ungeheuerlich, dass er unerträglich war. Spanien ergreift durch jene taumelnde Verlockung, jene letzte Freiheit im gewollten, erwahrten, angebeteten Nichts, durch jenes Entzücken, das der Geist im Hingeben alles dessen, was nicht ein Sinnbild des Todes ist, empfinden kann. Doch der Geist, also befreit, steigt neu zu Höhen auf und ersieht ungeahnte Weiten; ja er findet in diesem jähen Wechsel der Höhe ein Glück, das andere Welten nicht geben könnten. Wir, denen bestimmte Formen der Kultur Beispiele von gebietender Kraft oder von Ausgeglichenheit bieten, wir müssen Spanien dankbar sein, dass es durch die tiefen Widersprüche, die es bilden und zerreißen, das tragische Gesicht der Menschheit hat darstellen wollen.

JEAN CASSOU



NIETZSCHE-DIONYSOS¹⁾

1.

Nietzsche ist das größte Fragezeichen, welches das Leben je zu sich selbst gemacht hat; dieses Wesen jenseits von „Welt, Mensch und Tod“, diese Brandfackel der Menschheit, wirkt ungeheuerlich ausgeschlossen neben all jenen Philosophen, die weise ein abschließendes Wort über das Leben sprachen, – zu sprechen *glaubten*! Nicht umsonst ist er stolz, dass eines seiner Bücher das erste (und bis dahin auch einzige) ist, das „mit einem ‚Oder?‘ schließt“! Sein Welterleben, seine vorletzten Wahrheiten, seine unergründlichen Hintergründe schließen ihn von aller logisch geknechteten Denkweise aus, machen ihn, ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode, wenn man ihn am tiefsten verstehen will, bereits zu einer mythologischen Gestalt. (Man lese Bertrams *Nietzsche*.) Nietzsche ist geradezu ein Irrtum des Lebens, mithin vielleicht – er ist nicht umsonst der Philosoph des waghalsigen Vielleicht – die höchste *Lebensform* (nicht *Denkform*!), die wir kennen; könnte die Weltgeschichte rückwärts,

¹⁾ Friedrich Nietzsche, gest. am 25. August 1900 in Weimar.